

**Nekr**

**H**

**211**

GERTRUD HEBERLEIN-ZINNER



Nekr H 211

GERTRUD HEBERLEIN-ZINNER

8. Januar 1901 — 11. Januar 1971

g 1914, 0163  
Fritz Heberlein  
Zollberberg







GEDENKFEIER

anlässlich der Kremation in Zürich  
Freitag, den 15. Januar 1971



## EINLEITENDE WORTE

von Gerhard Muras-Heberlein,  
Pfarrer in Hohfluh (Hasliberg)

Der Wind weht scharf -  
die alten Jahre  
rinnen ins Grab.  
Was keine Schwere hat,  
das geht mit ihren Wassern  
jetzt auch hinab.

Schlagwetter droben -  
die Wolken ziehen  
dichter und trüber  
unsren Türmen vorbei  
in endloser Reih . . .  
Einmal sind sie vorüber.

Und ob wir schon wandern  
im dunklen Tale.

Die Äxte schallen!  
Dürfen nicht ruhen - heute - morgen,  
wenn auch Mauern bersten  
und Türme hinfallen.

Wir müssen stehn,  
bis es helle wird  
am Himmel einer neuen Zeit.  
Es kommt ja ein Tag  
nach jeder Nacht  
in Ewigkeit.

Katharina Botsky

Wir gedenken in dieser schmerzreichen Stunde der Montag, kurz vor Mitternacht, von uns gegangenen, nach langem, schweren Leiden erlösten Gertrud Heberlein-Zinner. Wir hören zuerst ein Adagio von Albinoni, gespielt von Barbara Jakob-Baumann und Ruth Koenig-Baumann. Danach wird ein alter Freund der Familie, Arnold Kübler, der Dahingeschiedenen gedenken. Darauf folgt ein Orgelspiel. Dann werde ich als Neffe der Verstorbenen Worte des Gedenkens zu sprechen haben. Dieser Betrachtung folgt ein Larghetto von Händel. Und dann wollen wir, liebe Trauerversammlung, eine Minute lang schweigend der Toten gedenken und darauf mit einem Wort von Justinus Kerner, das ich verlesen werde, schliessen.

Liebe, um Gertrud Heberlein trauernde Frauen und Männer, Gertrud Heberlein ward in Winterthur im Jahre 1901 als jüngstes von sieben, oder eigentlich neun, Kindern geboren als Tochter des Dionys Zinner aus Sangerberg in Böhmen, am Südabhang des Erzgebirges. Zinner, das Wort ist wörtlich zu nehmen. Leute waren das, die im 17. Jahrhundert dort Zinnerz gruben, Zinnwäscher waren oder Zinngiesser. Da gab es um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts einen jungen Menschen Dionys Zinner, den eine katholische Mutter zum Priester wider seine Neigung und seine Vorstellung machen wollte. Er weigerte sich, er brach mit der Kirche überhaupt und wandte sich dem Beruf eines Schuhmachers zu. Dabei ergriff ihn mehr noch als der Geist des Schuhmacherhandwerks oder die Sache selber, griff ihn die Frage nach der ökonomischen Lage seiner Handwerksgenossen selber. Er wurde Teilnehmer, Beteiligter, Förderer der neu aufkommenden Gewerkschaftsbewegung. Die schlesischen Weber Gerhard Hauptmann's waren ja schliesslich nicht allzu weit. Diese frühe politische Tätigkeit fiel in die Jahre der Sozialistenverfolgung des preussischen Ministerpräsidenten Bismarck. Die Verfolgten trafen sich insgeheim auf der Wartburg. Damals begegnete Dionys Zinner seiner späteren Frau, die vom Thüringer Wald herkam. Die politische Polizei kam dem Gesuchten in Gotha auf die Spur. Zinner konnte ihnen entwischen, floh, kam in die Schweiz nach Winterthur. Ein Emigrant, ein Schuhmacher, der schrieb, der Anschluss an die linksgerichteten, linksdemokratischen Grütlianer fand. Der Schuhmacher geriet gegen-

über dem Journalisten bald ins Hintertreffen. Gewerkschaftsfragen wurden zur Hauptsache. Dionys Zinner war Gründer und Präsident der ersten Schuhmachergewerkschaft der Schweiz. Er schrieb während Jahrzehnten seine zahlreichen Beiträge, seine Familie damit ernährend, für die deutschen sozialistischen Zeitungen: ein Journalist nunmehr, der ein Schuhmacher gewesen war. Das ging so bis zum Krieg von 1914, bis zu der nachfolgenden Inflationszeit, bis in die Anfänge der Zwanzigerjahre, da in unentwegt fortschreitendem Entwertungsprozess das deutsche Geld, also auch die Zahlungen, die Dionys Zinner für seine Arbeit erhielt, schliesslich zu nichts zusammenschumpften. Seine jüngste Tochter, also Gertrud, damals noch ein Schulkind, sah im Fortgang des eigenen Wachstums die Familie in materielle Bedrängnis geraten. Sie sah die Sorgen des Vaters, sie sah ihn, diesen Kämpfer für eine gerechte ökonomische Ordnung, diesen Helfer für viele, in Sorgen und Not kommen, sah auch, dass er aus stolzer Zurückhaltung keine Hilfe oder Beistand in seinem Umkreis suchte. Gertrud, das Kind, hat von diesem Vater, von seiner Art und seinem Beispiel früh ihren Hang zur Freiheit, ihre leidenschaftliche Anteilnahme am Los der Zukurzgekommenen, werdend erlebt. Des Vaters Geschick hat sie mitgeprägt. Aber ich habe sie nie Worte darüber verlieren gehört. Die Notlage lag ja nicht im Privaten, nicht in den eigenen wirtschaftlichen Verhältnissen begründet, es lagen den Vorkommnissen keine wirtschaftlichen Fehler der Familie zugrunde. Auch lebte man nicht in Deutschland, wo die Geldentwertung ein ganzes Volk traf, man lebte in der Schweiz, und es war ganz unbegreiflich, weshalb des gleichen Vaters gleiche Arbeit nun nicht mehr ausreichen sollte, die Familie zu ernähren. Der Feind war anonym, nicht zu fassen. Es waren die Institutionen, die

ökonomischen, geldwirtschaftlichen Verhältnisse, Einrichtungen, die die Familie trafen.

Die junge Gertrud hat nachher, nach einer Matura in Winterthur, ihren Neigungen gemäss und vom Vater freudig ermuntert, ein Studium der Nationalökonomie an der Universität Zürich begonnen. Sie war mit Fritz Heberlein zum ersten Mal zusammengekommen im «Karl dem Grossen» bei der Vorbereitung eines Zusammentreffens abstinenten Mittelschüler, dessen Burschenteil Fritz, dessen Mädchenteil Gertrud repräsentierten. Die beiden verlobten sich, als Fritz noch Kantonsschüler war. Später musste aber Gertrud wegen des ökonomischen Engpasses der Familie ihr Studium abbrechen. Trotz einer bereits vorliegenden und gutgeheissenen Dissertation. Sie war um diese Zeit bereits Mitbegründerin der Vereinigung für Jugendherbergen. Sie hatte ihr Brot zu verdienen, arbeitete in der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne und leitete später das Sekretariat der Schweizerischen Gesellschaft für Gemeindebestimmungsrecht in Bern im Hinblick auf den Kampf gegen den Alkoholismus.

Hier studierte Fritz die Rechte. Hier heirateten sie 1925. Ein Jahr später starb der Vater Zinner. Einige Jahre später kamen wir zusammen. In der Weise zusammen, dass ich, damals Leiter der seit langem inzwischen verschwundenen Zürcher Illustrierten einen Mitarbeiter gewann, einen hochgeschätzten Mitarbeiter, dessen ernste und besorgte Teilnahme an den Lebensvorgängen unseres Volkes weitgehend mit unserer Zeitungshaltung übereinstimmte, und die beiden übersiedelten dann nach Zürich. Meine schwedische, überaus gastfreundliche Frau bat meine Mitarbeiter, gelegentlich auch Heberleins, gern zu Tisch. Bei Gertrud wollte das zunächst nicht gelingen. Sie blieb

zurückhaltend. Sie war scheu. Fritz sagte «sie ist furchtsam, sie scheut die Begegnung mit neuen Kreisen und neuen Menschen.» Aber nach einigen Anfangsschwierigkeiten ging das vorüber, und nachher sahen wir uns weit über 40 Jahre in freundschaftlichen Begegnungen immer wieder. Gertruds scheue Art ist ihr geblieben. Sie hat lieber dem Unscheinbaren sich zugewendet, als dem auffällig Erfolgreichen.

Die schmerzlichen, früheren Erfahrungen ihres Vaters müssen sich tief, tief in ihr Wesen und ihr Herz gesenkt haben, blieben unauslöschlich in ihr. Sie wurde nun und war nun Fritz Heberleins Frau. Was für eine glückliche Verbindung! Die vertraute, lebenslängliche, vielgeliebte und hilfreiche Mitarbeiterin des hochgeschätzten, von grosser sozialer Verantwortung erfüllten Journalisten und Publizisten Fritz Heberlein. Sie konnte das nun in der Zurückgezogenheit, die ihr lieb war, ausführen, denn Fritz übernahm das Vielerlei der wechselnden Menschenbegegnungen. Die Auslegungen über die Vorkommnisse, die Auslegungen über das Erfahrene und Beobachtete lagen bei aller gegenseitig zugestandenen Freiheit grundsätzlich bei beiden in der gleichen Richtung der Wahrheit, des Strebens nach gerechter Ordnung unter den Menschen, der Unabhängigkeit des Urteils, ohne Rücksicht auf irgendwelche mächtigen, anonymen Gebilde, lagen auch im publizistischen Beistand für die Schwachen, die derlei verdienten.

Gertrud war durchaus damit einverstanden, ja es entsprach ganz ihrem Empfinden, dass Fritz mehr als ein Angebot, eine Zeitungsredaktion selber zu übernehmen, dass er also um der persönlichen, geistigen Unabhängigkeit willen, auf solche Angebote verzichtete. Vorgänge des schweizerischen, öffentlichen Lebens, des schweizerischen Zusammenlebens, kamen täglich

bei Tisch zwischen den beiden zur Sprache. Fritz brachte die zur Sache gehörigen Berichte zunächst für sich zu Papier, diktier- te ihr das zunächst Formulirte in die Maschine, hörte ihre Ein- wände, Fragen, Aenderungsvorschläge, Gertrud feilte mit an der sprachlichen Endgestaltung durch Jahrzehnte hindurch. Gertrud hat, wenn Fritz zum Dienst einberufen wurde, seinen journalisti- schen Platz auch zeitweise selber eingenommen.

Die beiden lebten schon lange in einem eigenen Hause, aus Holz gebaut, am Rande der Stadt, am Rande des geliebten, gros- sen Zollikerwaldes, in allerbesten, sorglosen Verhältnissen. Aber die veränderte, ja die bevorzugte Lage, hat Gertruds Haltung, Jugendhaltung kaum verändert. Sie blieb in ihrer Kleidung im- mer gleich, einfach, in gleicher Weise schlicht, unauffällig. Schmuck zu kaufen hat sie nie verlangt, hat sie nie verlockt. Neu aufgerufen von vielen gemeinsamen Waldgängen lebten in ihr auch neu auf die Verhaltensweise der mütterlichen Vorfahren, Förster und Hirten aus dem Thüringer Wald. Jenseits der Men- schenwelt fand und lebte sie gerne voll Teilnahme mit allem Getier des Waldes, der Natur. Keine heimatlose Katze hat je vor ihrer Tür umsonst gemiaut. Ihre Fürsorge erstreckte sich auch auf die Molche des kleinen Gartenteiches. Mäuse in Not konnten auf sie zählen. So wie sie auch der angestregten Brief- oder Gepäckboten, wie der alten, müden Hausierer usw. gedachte, wenn sie in der Regel von ihr ins Haus genommen und auch zu Tisch gebeten wurden. Gertrud hat keine Wespe töten kön- nen. Sie hat Blumen aus dem Staub der Strasse, die von gedan- kenlosen Sonntagstrausspflückern achtlos Weggeworfenen, hat solches Gewachsene aufgehoben und daheim rettend ins Was- ser gesetzt. Von diesem Aufheben wurde kein Aufhebens ge- macht. Von Sentimentalität war keine Rede. Das war einfach das

naheliegende, natürliche Verhalten. Unvergesslich ist, neben allem Ernst und der Scheu ihres Wesens, auch ihre gelegentlich schroffe Angriffigkeit, da, wo sie auf Menschenmacht bössartiger Natur stiess. Es war nichts Trübes um sie. Unvergesslich eindrücklich ist dem, der es hörte, auch ihr kindliches, strömendes Lachen geblieben, bleibt es, zu dem eine humoristische Kleinigkeit, von der Umgebung oft kaum beachtet, schönsten Anlass geben konnte. Diese Lachen wird man nun nicht mehr hören. Während mehr als 40 Jahren hat sich meine, während langer Zeit leidende Frau, habe ich mit meinen drei Kindern mich Gertruds immerwährender Freundschaft erfreut. Ein gütiges Herz hat zu schlagen aufgehört.

Orgelspiel

WORTE DES GEDENKENS  
von Pfarrer Gerhard Muras-Heberlein

Verehrte Anwesende — liebe Familie — liebe Freunde — lieber Onkel Fritz.

Wir stehen ergriffen, bewegt und betrübt und schauen ihr nach. Wir kannten sie ja alle und haben uns oftmals ihres Wesens gefreut, das eine seltene Quaternität enthielt: die TOLERANZ — die selbstlose GÜTE — die GERECHTIGKEITSLIEBE und die Euch beiden, Dir und ihr, lieber Onkel Fritz, eigene gottselbständige, freie GEISTIGKEIT.

Die Toleranz zuerst. Sie war die Grundfarbe ihres so viele von uns beglückenden Wesens. Wer immer es war, der zu ihr kam: er durfte gewiss sein, in ihr einen Menschen des Verstehens zu finden. Einfühlung in andere Meinungen, Verstehen des Andersgearteten, Jasagen zum Fremden — das waren ihr nicht nur ideale Willensziele, sondern darin lebte ihre Seele, ihr ganzer innerer Mensch.

Nirgends zeigt sich doch die Oberflächlichkeit der Mitmenschen mehr als in ihrer Unfähigkeit, mit dem Andersdenkenden, dem Andersgearteten mitzudenken, mitzufühlen. Sie fliehen ja für den eigenen Lebensbereich so rasch das Fremde und wären jedenfalls kaum imstande, solche Menschen vom anderen Haus oder Feld oder Pol nicht zu er-tragen nur, sondern eben zu tragen . . . Und wenn das der Fremde erst merkt, dann steht eine Scheidewand zwischen ihm, dem Gast, der des Verstehens so sehr bedürfte und dem Menschen. An dieser inneren Unfähigkeit, auch das Entgegengesetzte zu bejahen und wenn nötig an

ihm leiden zu können, scheidet schliesslich auch jede echte Freundschaft, jede wahre Gemeinschaft. Denn solche wird doch nicht gerade dann Halt machen, wenn der Fremde oder der Freund vom grossen Anderssein gezeichnet ist . . .

Zu dieser Wesenstoleranz kam bei Gertrud Heberlein eine wesenhafte Güte, die sich besonders dann zeigte, wenn Menschen im Unglück waren. Das ist die Erfahrung, die wir ja alle machen im Unglück: man wird einsam . . . Hat man aber auch immer Grund, die Menschen darüber anzuklagen? Warum hielt man sich vorher selber das Fremde, das Nichtverstehbare und alles Leiden fern und damit alle wahre Liebe? Nun steht man allein da, weil man vorher den Anderen allein liess. Gertrud Heberlein wusste um diese Zusammenhänge. Sie wusste, dass Leid Liebe braucht und darum Liebe und Leid zusammengehören. Wer Liebe sucht, suche das Leid, da kann er sie üben, da kann er sie finden, da säen, da ernten! Gertrud wusste darum. Woher sie es nahm? Wer will das bestimmen! Sie hat das einfach erfasst, tief erfasst, wie es Jesus so gewaltig gewusst und gelebt hat. Auch er wollte ja kein leidiger Tröster sein, der dem Unglücklichen, dem Armen, dem Verachteten ein Almosen zuwirft. Er lud sie an seinen Tisch. Er wollte keine Gemeinschaft mit den Glücklichen und Leidlosen. Er lud die Mühseligen zu sich und sprach über die Leidtragenden seine Seligpreisungen. Auch Tante Gertrud stellte einen bequemen Stuhl vor ihre Tür für die Armen, für die Landstreicher. Da durften sie Platz nehmen und warten, bis sie wieder daheim war. Dann nahm sie sie hinein und setzte sie an ihren Tisch . . .

Das, liebe Freunde, war echte Güte. Und echte Güte besteht in echter Tat. Tief und aufrichtig war wohl immer ihr Mitempfinden, das auch einmal ganz wortlos sein konnte. Denn

wie wohl tut dem Unglücklichen doch die stumme Teilnahme!  
wie wohl der wortlose Händedruck! wie wohl die schlichte, einfache Tat!

Es braucht ja der Mund auch nicht gleich von hohen Worten und tiefen Bibelsprüchen zu triefen! Vielleicht hätte Tante Gertrud solche sogar zur Verfügung gehabt, dennoch wird sie die ihr Zugehenden damit verschont haben. Auch wir Seelsorger können uns solches merken. Wie leicht kommen wir sonst in den Geruch, als ob wir das Wort Gottes nur mechanisch handhabten, wie ein Automat, der bei gegebenem Anlass dann auch seine Melodie hersagen kann. Es tut ja weiter nichts not, verehrte Anwesende, als dass sich Menschen zuerst als Menschen finden und als Menschen begegnen. Darum sucht man auch nicht den Priester im Leiden, wenigstens nicht in der evangelischen Gemeinde, sondern den Bruder. Und der Bruder soll nun ganz unser Bruder werden, so wie der Johanneische Christus ganz unser Bruder, ganz unser Freund ist. Das aber heisst, dass der Bruder nur einfach mit uns empfinde, mit uns fühlend unser Leid sich aneigne und nicht vor dem Leiden fliehe . . .

Gertrud Heberlein hatte Gabe, Einsicht und Talent dafür und pflegte sie meisterlich; ohne viel Aufhebens davon zu machen. Wie viele mögen jenen schattigen Waldweg des Zollikerbergs passiert haben und bei ihr eingekehrt sein, ohne sie vorher zu kennen, ohne zu wissen, welche Gesinnung dort waltete! Dann erfuhren sie beglückt die Wirklichkeit der Erkenntnis, dass es eine der schönsten Gottesgaben ist, in allem Unglück oder aller Not, die uns — verschuldet oder unverschuldet — betroffen hat, Freunde zu finden, die wir sonst nicht kannten. Uns aber beherrscht immer wieder die Selbstsucht, die ihr Eigen-glück will und die darum keine bleibende Liebe findet, ja viel-

leicht auch gar keine haben will. Wenn wir dann später im eigenen Unglück allein sind, haben wir selbst schuld. Gertrud dagegen hat es so gehandhabt bei ihren Armen wie bei ihren Freunden, dass sie ihnen ein Helfer und Tröster in Not war. Wer Liebe sät, sagt das Sprichwort, wird Liebe ernten . . .

Wahre Toleranz und wirksame Güte. Gertrud Heberlein wäre aber nicht die gewesen, als die wir sie erlebt haben, wenn dazu nicht eine klare Gerechtigkeitsliebe getreten wäre. Bei aller Toleranz gegenüber den Meinungen, Arten und Schicksalen der Menschen, bei aller Güte auch, mit der sie ihnen praktisch begegnete —, ungerechte Verhältnisse und gemeine, ja böse Taten vermochte sie nicht zu tolerieren, sondern war ihr entschlossener, unbestechlicher Gegner. Im Felde des Politischen wie des Sozialen, in beidem erkannte sie die hohe Notwendigkeit des Kampfes, war für ihn bereit und unterstützte ihn, wo immer Ungerechtigkeiten und deren Folgen sich zeigten. Dort war es mit aller Toleranz und Güte zu Ende, wo es galt, dem Bösen zu widerstehen, menschliches und soziales Unrecht anzugreifen, nach besserer Gerechtigkeit unter den Familien, Stämmen und Völkergruppen zu trachten, auch die Natur zu beschützen, die belebte wie die unbelebte, und die vielen unnatürlichen Lebensweisen abzubauen. In alledem war Gertrud weit über ihren Frauenberuf hinaus eine Revolutionärin eigenen Stiles, sei es jener stillen Revolution, die auch Jesus gebracht hat, sei es inmitten jener kräftigeren und lauterer Stimmen, wie sie während der Epoche ihres Lebens auf Erden erschallt sind . . .

Noch ein letztes darf wohl von ihrem in sich so monolithischen Wesen gesagt werden. Nicht nur der tolerante und gütige und für Gerechtigkeit kämpfende Mensch war unsere liebe Verstorbene, sondern immer auch noch war sie von einem

Sosein geprägt, das — unabhängig von allen Konfessionen — in die letzten Höhen unseres Daseins hinaufreicht. Sie war das, was die Bibel vom Menschen von Anfang an sagt, nämlich Gottes Rebell, Gottes Freigeist und, mitten in allem Widerspruch, aller hohen Infragestellung des Gottes der Bibel, doch auch, wie ich es sehe, Gottes freier, selbständiger Kampfgesell.

Auch als Freigeist, verehrte Anwesende, liebe Familie, steht sie vor mir, als der Mensch nämlich, der sieht, dass diese Welt Gottes nicht immer gerecht verläuft, und dieses wiederum, weil ihr Gott selber nicht ganz «gerecht» zu sein scheint. Und unsere Gertrud Heberlein scheute sich nicht, auch Gottes scheinbare Ungerechtigkeit einmal direkt auszusprechen. Denn, liebe Trauerversammlung, muss man Gott nicht anklagen, wenn er zerstört, was er geschaffen? Und er zerstört doch ebenso viel, als er schafft! Sonne und Mond und die ewigen Berge verwandeln sich einmal in das Nichts. Muss man Gott nicht messen nach dem Maßstab der menschlichen Gerechtigkeit? Nach unserem heiss errungenen sozialen und individualen Gesetz ist doch Zufügen von Leiden Unrecht, ist gewaltsamer Tod schwerste Sünde. Gott aber kann und darf das tun, was kein Mensch tun soll? Kommt es dann überhaupt noch auf Recht, oder nicht viel mehr auf die reine Gewalt und Macht an, die Gott hat und darstellt? Unsträflich oder strafwürdig — macht nicht Gott selbst diese Alternative zunichte, indem er beiden den Garaus macht?

Das, liebe Freunde, ist Frage und Sprache freier Geister. Der freie Geist hat Gott von jeher wegen seiner unbegreiflichen Ungerechtigkeit, die gar nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, in Frage gezogen. Er leugnet ihn aber nicht durchaus, er kann ihn bestehen lassen als Höchstes Wesen, wie es soviele edle Atheisten von jeher getan. Aber ein persönliches, sittlich

und religiös bestimmtes Verhältnis zu ihm, dem Allmacht ausübenden Herrscher, ist ihm unmöglich. *Eine* Freiheit nur bleibt ihm und *eine* Kraft, nämlich die, das Band von sich aus völlig zu zerschneiden. Dann hat er alle Furcht vor Gott verloren. Mag Gott ihn vernichten, so wird er mit Hiob sagen: Gut — aber «sittlich» handelt dieser Gott nicht, so etwa nämlich, wie ich mit meinen Mitmenschen zu handeln mich von jeher verpflichtet fühle. Ich muss mich zwar beugen. Aber ich tue das, indem ich ihm ins Gesicht sage, dass *er* nicht «gerecht» ist . . .

Lasst uns, liebe Anwesende, auch diesen mehr oder weniger ausgesprochenen Zug am Wesen unserer lieben Vollendeten wirklich nur achten! So wie sie ihn auch bei einem von uns jederzeit geachtet, ja geehrt hätte. Auch wir Theologen wissen heute wieder mehr als in früheren Tagen um den hell-dunklen Doppelaspekt Gottes bei Hiob, wissen klarer und entschiedener um manch herausspringende Willkür im Reiche der Schöpfung, der Natur und der Geschichte des Menschen.

Sinnlos ist doch, gemessen an menschlichen Maßstäben, die Naturordnung. Und wie in der Natur, so schaltet auch in der Geschichte der Menschen oft kein klares Sittengesetz, sondern ein Gesetz blinder Willkür. Ob es gar einen «persönlichen» Gott gibt, ist vielen von uns wieder fraglich geworden, und selbst wenn es diese Höhere Intelligenz gibt, verfährt sie offenkundig nicht mit uns nach unseren Idealen.

Derart blieb Gertrud Heberlein der Gott der Welten und Menschen letztlich der unbekannte, fremde. Und doch, meine ich, galt ihm letztlich auch alles so tolerante, gütige, hilfreiche und Gerechtigkeit übende Tun. Warum? Antwort: Weil sie nie den Schritt über die Grenze getan hat, der von der Infragestellung Gottes zur Selbstvergottung führt. Etwa so, wie manche unse-

rer Gottzweifler sagen würden: Haben wir nicht die Gerechtigkeit und auch nicht die Macht Gottes, so haben wir doch die Freiheit, ihm entgegen — und gegenüber zu treten als Götter neben ihm! Hören wir schon auf, fromm zu sein und nach Gott zu fragen, da Gott aufgehört hat, nach uns zu fragen, so können wir ihn ganz abschaffen und uns an seine Stelle setzen! Das, liebe Freunde, hätte Gertrud Heberlein-Zinner nie vermocht. Und deshalb blieb auch ihr gottfreier Weg ein demütiger, eben ein dienender und deshalb ein hochmenschlicher Weg.

Sie ist nun nicht mehr bei uns. Wir dürfen sie glücklich schätzen, dass sie von ihrem rasch schwerer werdenden Leiden erlöst wurde, ein Leiden, in welchem Du sie, lieber Fritz Heberlein, bis zur letzten Minute mit Aufopferung und Tapferkeit gepflegt hast.

In den letzten Tagen hat sie nach Erlösung aus diesem Leiden gerufen. Und ich höre sie dabei aus der Stille ihres tapferen Herzens Dir, lieber Fritz, oder dem dunklen, unbekanntem Gotte den Schrei der Ingeborg Bachmann zurufen: «Erlöse mich, ich kann nicht länger sterben!» <sup>1)</sup>

Ich frage Euch: Liegt darin nicht Hoffnung? Zeigte sie mit diesem bittenden Aufschrei nicht doch ihre höchste Erlösungsbedürftigkeit? Und hat sie mit ihr nicht doch die Dimension der Transzendenz erreicht, der eigentlichen Überwirklichkeit? Ich sehe es so. Ich kann nicht anders. Die Hoffnung, längst zu Grabe getragen, kehrte in diesen Minuten wieder. Aber geben wir acht, was für eine Hoffnung dies war! Doch wohl eine Hoffnung gegen die Hoffnung, eine Hoffnung ohne Hoffnung, aber doch eine Hoffnung. Alles Grosse und wahrhaft Göttliche bleibt im Paradoxen hängen. Aber im Lichte solcher zuletzt aufbrechenden Hoffnung schimmern doch die Konturen jenes Reiches Got-

tes auf, das vielleicht noch keinen Namen hat, aber doch da sein muss. Von diesem fernen Reiche, das wir nicht mehr erfassen, da wir nur Menschen sind, spricht Ingeborg Bachmann in Sätzen, die sich schon vom Boden gelöst haben, in wenigen, tastend-visionären Wendungen, das das unbekannte Land des Ewigen in neuer Weise sichten. Mit ihnen möchte ich schliessen.

«Noch keinen Namen. Noch nicht. Erst den Sprung tun, alles überspringen, den Austritt vollziehen, wenn die Trommel sich rührt, wenn das rote Tuch am Boden schleift und keiner weiss, wie es enden wird. Das Reich erhoffen. Nicht das Reich der Männer und nicht das der Weiber. Nicht dieses, nicht jenes...»<sup>2)</sup>

- 1) Ingeborg Bachmann, Anrufung des Grossen Bären. München 1956, 83.
- 2) Ingeborg Bachmann. Das dreissigste Jahr. Erzählungen. München 1961, 176.

Gerhard Muras, P.  
Hohfluh—Hasliberg

Zur Ruh, zur Ruh  
ihr müden Glieder!  
Schliesst fest euch zu,  
ihr Augenlider!  
Ich bin allein,  
fort ist die Erde.  
Nacht muss es sein,  
dass Licht mir werde.  
O führt mich ganz,  
ihr innern Mächte!  
Hin zu dem Glanz  
der tiefsten Nächte.  
Fort aus dem Raum  
der Erdschmerzen  
durch Nacht und Traum  
zum Mutterherzen.

Justinus Kerner  
1786—1862